

Reisen Frauen anders?

Variationen über Miss Liberty

Von Ina Boesch

Sie ist eine griesgrämige, alte Matrone. Aber eine berühmte Frau. Die berühmteste Frau New Yorks, um ganz genau zu sein. Unzählig sind die Männer und Frauen, die ihr ihre Aufwartung gemacht haben. Scharenweise hat sie »das armselige Strandgut der überfüllten Gestade« empfangen, und noch immer drängeln die Massen, um sie zu sehen. Man muss schon zu ihr hingehen, denn sie ist unglaublich standhaft, im wahrsten Sinne des Wortes. Dort steht sie nun schon seit vielen Jahrzehnten, und nichts vermag sie von der Stelle zu bewegen – weder ein Blizzard noch die atlantische Kloake. Miss Liberty ist eine imposante Frau: füllig, um nicht zu sagen korpulent (sie wiegt 225 Tönnen und ist rund 50 Meter hoch), steinalt (1886 schuf sie der französische Bildhauer Frédéric-Auguste Bartholdi), nimmermüde (in der rechten Hand hält sie die Fackel und erleuchtet die Welt), missionarisch (die sieben Zacken in der Krone bedeuten Freiheit für die sieben Kontinente und die sieben Meere), heroisch (sie steht auf den Ketten der niedergeschlagenen Tyrannei). Kurz: diese Frau muss man sehen, ob frau will oder nicht. In New York lässt es sich nicht vermeiden, dass der Blick irgendwann an der realen Gestalt der »Mutter der Nation« hängen bleibt oder an ihrer verballhornten Version. In der Metro starrt sie von der Wand, in ein dünnes Kleidchen gehüllt und auf dem Boden kauern – sie wirbt für die Obdachlosen-Organisation. Robert Rauschenberg stürzt sie vom Sockel und lässt sie bis zum Oberkörper im Meer verschwinden, ein anderer Künstler macht sie zu einer Lady Macbeth. Mal ist sie eine »abgetakelte Matrone im Ballkleid der letzten Saison«, mal eine »Lehrerin, die die Fackel wie die Rute erhebt«, mal steht sie im ölverschmierten Wasser und hält sich angewidert die Nase zu, mal verkörpert sie schlicht Vulgarität, mal die amerikanische Fast Food-Kultur.¹ Kein Symbol der USA ist so unverwüstlich wie Miss Liberty, kein amerikanisches Sinnbild wird so oft variiert. Ihr Verwandlungspotential

ist schlicht grenzenlos. Und nun stellen Sie sich einmal vor, Miss Liberty wäre des Stehens und vor allem des reglosen Verharrens müde, sie würde die Fackel und die Lade mit der Unabhängigkeitserklärung niederlegen und sich auf den Weg machen.

Stellen Sie sich vor, sie ginge weg. Einfach so. Nur aus Lust am Unterwegssein. Reisen, um zu reisen. Reisen, um Fremdes kennenzulernen. Um Ausnahmesituationen zu erleben. Um Grenzen zu überschreiten. Um zu sich selbst zu finden. Um zu sich zu kommen. Wegen dem Abenteuer. Wegen der Todes-Sehnsucht.² Oder um das Altern hinauszuzögern.³ Aus Fernweh. Um einen Mann zu finden – den »Südmann«.⁴ Um zu leben (das erklärte Reiseziel der Pionierin Ida von Hahn-Hahn). Oder in den Worten von Virginia Woolf, »... um müssig zu sein, über die Zukunft oder die Vergangenheit der Welt nachzudenken, über Büchern zu träumen und an Strassenecken herumzustehen und den Fluss der Gedanken tief in den Strom einmünden zu lassen.«⁵ Es gibt unzählige Gründe für



eine Reise, die einen mögen vergnüglich, die anderen egoistisch, die dritten schlicht notwendig sein. Oder unüblich, wie die der Miss Liberty.

Miss Liberty, die Pionierin Oder: Frau nimmt sich mit

Unüblich waren allein reisende Frauen immer, auch heute, vor allem aber im 19. Jahrhundert und mehr noch in den Jahrhunderten davor. Aber es gab sie. Angenommen, Miss Liberty hätte sich bereits 1886 gegen die Standhaftigkeit und für die Bewegung entschlossen – als die Suffragetten bei ihrer Enthüllung dagegen protestierten, dass den amerikanischen Frauen noch immer das Stimmrecht verwehrt wird –, angenommen sie hätte sich bereits damals auf die Reise gemacht, sie hätte sich in guter Gesellschaft befunden.

Isabella Bird, Getrude Bell oder Ida Pfeiffer sind die klangvollen Namen erfolgreicher Reise-Pionierinnen, von Frauen, welche ihren Zeitgenossen demonstriert haben, dass Reisen keine Männerdomäne ist. Damals widersprachen Frauen, die in die grosse weite Welt aufbrachen, dem bürgerlichen Weiblichkeitsideal der passiven, anhänglichen und häuslichen Frau. Einige wenige zogen sich zwar als Männer an, andere bezeichneten sich selbst als »Abenteurer und Entdecker«, und folgerichtig verhielten sich die reisenden Frauen in den Augen der Zurückgebliebenen männlich und egoistisch. Ihr Tun war unschicklich, ja sündhaft. Doch tatsächlich waren Frauen wie Alexine Tinne oder May Sheldon weder Rebellinnen noch Mannweiber, in der Fremde waren sie dieselben bürgerlichen Frauen wie zuhause, Hüterinnen von Moral und Prüderie: »Sie reisten in schicklichen langen Röcken, eingeschnürt in ihr Korsett, in moralischen Zwängen und den Vorurteilen ihrer Zeit.« Sie waren bemüht, in ihren Briefen, Tagebüchern und Artikeln eher ihre Tugendhaftigkeit und Intelligenz zu beweisen, als ihre Heldentaten hervorzuheben.⁶ Und obwohl sie eher über die Welt »hinter dem Schleier« berichteten als die Männer und Alltagsschilderungen und ethnographische Beobachtungen in ihren Texten einen grösseren Raum einnahmen als in männlichen Berichten⁷, trugen sie zum europäischen Hegemonismus ebenso bei wie ihre männlichen Kollegen:

»Für eine weisse Europäerin ihrer Zeit (...) bedeutete die Bemächtigung von Raum, Wort und Schrift zugleich auch ihre Teilhabe am westlich-europäischen Herrschaftsanspruch und an der Definitionsgewalt gegenüber denjenigen, die sie be- und festschrieb.«⁸

So wie die (reisenden) Männer trugen die Pionierinnen auf ihren Reisen das komplette Set geschlechtsspezifischer Zuschreibungen mit sich wie auch das ganze Bündel kultureller und schichtspezifischer Werte. Miss Liberty ohne Krone, Fackel und Unabhängigkeitserklärung bleibt immer noch Miss Liberty, die bürgerliche Dame aus New York, das Symbol von Freiheit (welcher?), Demokratie (westlicher) und Weltmacht (USA).

Miss Liberty, die Immigrantin Oder: Auf den Status kommt es an

Diese Werte repräsentierte sie für Millionen von Immigranten, die manchmal die Freiheitsstatue sogar vor dem erschten Land sichteten. Heute ist dieses Privileg den Reichen vorbehalten, die sich eine Schiffsreise leisten können, während die Armen fliegen müssen! Damals bedeutete der Anblick der grossen Miss für die armseligen Massen aus Irland, Italien und Osteuropa das Ende der Reise ins Unbekannte und der Anfang eines neuen Lebens. Dieses begann auf Ellis Island, der Nachbarinsel von Liberty Island. Dort entschied sich das Schicksal von Millionen von »wretched and homeless« – buchstäblich unter den aufmerksamen Augen der Miss Liberty. Sie konnte sozusagen hautnah mitverfolgen, wie insgesamt 16 Millionen Menschen gesundheitlich, psychisch, intellektuell und finanziell »gecheckt« wurden. Zwei Prozent der Newcomers schafften den Schritt ins gelobte Land nicht, sie wurden zurückgeschickt, einige nahmen sich das Leben, und andere ertranken im Meer beim Versuch, von der Insel nach Manhattan zu schwimmen.

Angenommen, Miss Liberty hätte sich in den Strom der Neuankömmlinge geworfen, den Strom von »müden und armen« Männern und Frauen, die von Ellis Island nach Manhattan oder weiter gen Westen aufbrechen wollten, sie wäre wahrscheinlich von Ellis Island nicht weggekommen: Alleinreisende

Frauen durften die Insel nicht ohne Begleitung des Ehemannes oder eines männlichen Verwandten verlassen. Bis zum Zeitpunkt ihrer Verschiffung wurden die Singles in eigens dafür eingerichteten Häusern untergebracht. Vielleicht hätten sich einige italienische Mamas oder russische Babuschkas der armen Miss angenommen und sie als »amerikanische« Frau hergerichtet. Damit wären ihre Heiratschancen gestiegen und die Möglichkeit, endlich einen Fuss auf Manhattan zu setzen.

Also geduldete sie sich, harpte noch einige Zeit auf ihrem Sockel mit der atemberaubenden Sicht auf die Skyline von Manhattan aus – bis ihr in den 90er Jahren der richtige Zeitpunkt für einen Aufbruch gekommen schien, und sie begann zu packen.

Miss Liberty, die Touristin Oder: Die Angst reist mit

Pass. Ticket. Geld. Kreditkarte. Winterschuhe, Sommerschuhe. Dicke Hosen, dünne Hosen. Sportsocken, Strümpfe. Gewappnet für jede Witterung. Unterwäsche. Jupe und Rock. Viele T-Shirts. Das Necessaire. Mit dem Nötigsten. Bücher, Notizblock und Schreibzeug. War da nicht noch was? Doch, da ist noch ein unangenehmes Gepäckstück, aber ein unabdingliches: die Angst. Die Angst fährt mit. Ob frau das will oder nicht. Sie ist sozusagen ein blinder Passagier, bleibt sie unentdeckt, stört sie nicht, wird sie entdeckt oder macht sie sich bemerkbar, muss frau sich um sie kümmern. Doch die Angst ist ein guter Reisebegleiter: »Was den Wert des Reisens ausmacht, ist die Angst«, schreibt Albert Camus. »Denn in einem gewissen Augenblick, so fern von unserer Heimat, von unserer Sprache (...) überfällt uns eine unbestimmte Angst, und wir empfinden unwillkürlich das Verlangen, in den Schutz unserer alten Gewohnheiten zurückzukehren. Das ist das augenfälligste Ergebnis des Reisens. In diesem Moment fiebern wir und sind zugleich durchlässig.«

Die Angst ist janusköpfig, hat eine dunkle und eine helle Seite. Sie öffnet, für die Reisende ein unerlässliches Requisite: Nur wer dünnhäutig ist, nimmt das Unbekannte wahr, nur wer offen ist, kann Neues erfahren. Und sie verschliesst: Sie lässt dich den Blick niederschlagen, nur keinem ins Gesicht

schauen, sie lässt dich schneller gehen, nur nicht Müsiggang pflegen, sie lässt dich auf verbale Angebote mit Schweigen antworten, ja kein Risiko eingehen.

Die Angst auf Reisen hat ein Geschlecht, und dieses Geschlecht ist weiblich. Frauen haben sich nicht nur mit Männern wie dem »Verfolger«, dem »Inquisitor«, dem »einheimischen Führer« oder dem »Sprachstudenten«⁹ herumzuschlagen, sie sind anderen Risiken und Gefahren ausgesetzt als Männer, und sie müssen Angst vor Übergriffen haben – auch wenn dies von manchen Reisespezialistinnen bestritten wird: »Die alleinreisende Frau weckt (zumindest in »touristisch unberührten« Gegenden, wie die Autorin bemerkt, ib.) ironischerweise den männlichen Beschützerinstinkt. Sie wird als verletzlich wahrgenommen und deshalb nicht verletzt.«¹⁰ Dennoch bleibt die Frau potentiell Opfer, und da ist Verleugnung oder Zynismus ein schlechter Ratgeber: »Die Gefahren, die auf mich zukamen, waren die gleichen, die auch Männer betreffen können: Krankheit, Diebstahl, Überfall, Willkür der Natur von Beamten, politische Unruhen etc. (...) Ich habe jedenfalls immer wieder erfahren, dass ich gerade dort die schönsten und eindrucksvollsten Erlebnisse gesammelt habe, wo ich eigentlich »nicht hätte hingehen sollen«. (sic!)¹¹. Ob tatsächlich an jeder Ecke eine Gefahr lauert oder ob die Angst schlicht verinnerlicht ist, allein die Möglichkeit eines Übergriffs schränkt Frauen in ihrem Handlungsspielraum und in ihren Kontakten (unablässliches Requisite des Reisens) ein. Und zwar überall, in der Fremde wie zuhause.

Solche Erfahrungen macht auch Miss Liberty in Manhattan. »Watch your wallet!« Die aufmerksame New Yorkerin zeigt der Besucherin, wie frau in der Grossstadt die Handtasche zu tragen hat: den Bündel schräg von der einen Schulter zur anderen Hüfte. Und regelmässigen Benutzerinnen der Subway rät man, ein Bündel grosser beiger Briefumschläge demonstrativ bei sich zu haben, um New Yorks Geschäftigkeit zu mimen. »Mugging« (Strassenraub) ist in New York City üblich, doch »die Wahrscheinlichkeit, sich in New York unsicher zu fühlen ist grösser als die Wahrscheinlichkeit, unsicher zu sein. (...) Aber das kann auch zu Problemen führen, denn ein Teil der Überlebenstechnik in New York ist es, so auszuschaun, als ob du wüsstest, was du tust und wohin du

gehst«, meinen zwei Männer von Rough Guide, und sie raten: »Maintain the facade.«¹² Miss Liberty hätte gut daran getan, sich an diesen Vorschlag zu halten. Anstatt auf dem breiten Trottoir von einem Schaufenster zum andern zu bummeln, anstatt Männer und Frauen interessiert zu mustern, wäre sie gescheiter schnellen Schritts dahingeeilt, kein Blick nach links, kein Blick nach rechts – maintain the facade. Doch so weckt sie die Aufmerksamkeit eines »Verfolgers«, und der zaghafte Versuch, die Taktik zu ändern (nichts sehen und nichts hören) und den Mann zu schneiden, endet kläglich: »Are you still working for your mother«, fragt der Afroamerikaner, »glaubst du immer noch an den bösen Mann?«

Die Bemerkung sitzt. Aber sie kommt nicht von ungefähr. Da Miss Liberty mit ihrem Habitus und ihren Freizeitkleidern Müsiggang und finanzielle Unabhängigkeit demonstriert, muss sie Gefühle von Frustration und Aggression wecken. Sie gibt sich als Fremde zu erkennen, zeigt, dass sie die Regeln des Grossstadt-Dschungels nicht versteht, die Gesetze von Jägern und Gejagten. Als Touristin ist sie potentielles Freiwild, und da gilt: Catch as catch can!

Miss Liberty, die Berufsfrau Oder: »Heimat« schaffen heisst erobern

Angenommen, Miss Liberty wäre mit dem Laptop unterwegs, angenommen, sie wäre eine Journalistin, eine Studentin oder ginge irgend einem Beruf nach, der sie ins Ausland führt, angenommen, sie würde in der U-Bahn irgendwelche wichtigen Papiere studieren, in Sneakers und Deux-pièces die Treppe von der Subway-Station zur Columbia University hochstürmen, sich im indischen Take-Away in die New York Times vertiefen oder im Park mit einem Handy telefonieren, kaum jemand würde es wagen, diesen Panzer von Geschäftigkeit und Klassenbewusstsein zu durchbrechen.

Mit der Beobachtung, dass ein gewisses Verhalten eine gewisse Reaktion hervorruft, wird weder die alte Leier von »die Frauen sind halt selbst schuld« gespielt, noch sollen die potentiellen Opfer zu Täterinnen gemacht werden. Im Gegenteil, die Bemerkung gilt für Männer wie für Frauen. Und sie sagt auch nichts darüber aus, wie es Miss Liberty als Touristin oder

als Berufsfrau geht. Für beide Rollen gilt: Will sich Miss Liberty wohl fühlen, muss sie sich eine »Heimat« schaffen.

Heimat. Kaum ein Begriff ist so abgeschmackt und fad, kaum ein Ausdruck wurde so oft missbraucht wie dieser. Er verleitet zu Vorurteilen und Abwehr. Aber er gehört ins Reisegepäck wie die Angst, denn: Eine Heimat schaffen heisst ein Land oder eine Stadt erobern. Und ein Land oder eine Stadt erobern heisst reisen. Reisen ist Entdeckung und Eroberung. Dieser Akt ist sozusagen systemimmanent und ist an kein Geschlecht gebunden.¹³

Da »New York keine Stadt (ist), sondern eine ganze Welt«¹⁴, wie die Schriftstellerin Marcia Leisner über ihre Heimatstadt schreibt, muss sich Miss Liberty eine ganze Welt erobern: Chinatown, das sich wie ein Polyp in die umliegenden Quartiere vortastet; die jüdisch-koreanisch-chinesische Lower East Side, die ihr Gesicht ständig wechselt; das afroamerikanische Harlem, das viel sicherer ist als sein Ruf; das Barrio der Hispanics, der Puerto Ricaner, Kubaner und Dominikaner; das russische Little Odessa, wo in jedem Café russisches Fernsehen läuft und das Kyrillische das Lateinische verdrängt... Mehr als acht Millionen Menschen wohnen in den fünf Boroughs, die New York City ausmachen, und noch immer kommen jährlich 100'000 hinzu. Im Big Apple ist buchstäblich die ganze Welt versammelt, da wohnen und arbeiten Menschen aus mehr als 180 Nationen.¹⁵

Miss Liberty erobert sich also diese ganze Welt New York. Das heisst, sie beginnt, die Zeichen und Zumutungen der fremden Stadt zu lesen und zu entschlüsseln. Zum Beispiel lernt sie, dass von gesunder Ernährung sprechen noch nicht healthy food essen bedeutet. Dass Restaurants ein unerschöpflicher Gesprächsstoff sind. Sie erfährt, was Bagels, Blinis oder Knishes sind. Und sie sieht sich mit der Kehrseite des kulinarischen New York konfrontiert: Obdachlose und Arme, die im Müll nach Essen suchen. Und sie registriert verwundert, dass niemand beim Verlassen eines Ladens Adieu sagt, wohl aber die Geldmaschine, die einen sogar namentlich kennt.

Die Chiffren lesen heisst auch sich erinnern, denn keine Reise beginnt bei Null. Eine Reise ist von früheren Erfahrungen geprägt, von Traditionen, Klischees und Symbolen.¹⁶ In der

Fremde wird das erfahren, was für die Erfahrung bereit ist. Auf der Rundfahrt um Manhattan Island taucht die Erinnerung an eine frühere Rundfahrt auf. Der stampfende Motor und der sanfte Wellengang müssen eine mnemonische Wirkung haben. Jedenfalls ist es Djuna Barnes auf demselben Schiff ähnlich ergangen: »Die Brooklyn-Bridge, die Manhattan-, die Williamsburg- und die Queensborobridge kamen in Sicht und reichten bis in weite Ferne. (...) Und dann dachte ich an eine andere Fahrt, die ich einmal gemacht hatte – einen billigen Ausflug auf einem grösseren und schmutzigeren Schiff. Irgendwie hatte mir der besser gefallen; das Ganze hatte so etwas Lebendiges, Sorgloses, Menschliches gehabt.«¹⁷

Und sind die Zeichen einmal entziffert (und ist die Erinnerung hochgekommen), gilt es, Fremdes zu Bekanntem zu machen. So sucht Miss Liberty die Sushi-Bar nicht einmal, sondern immer wieder auf. Und mit der Zeit kennt sie Antonio, den Kolumbianer, in der Pizzeria an der Amsterdam Avenue, und dieser weiss im voraus, worauf sie Appetit hat. Sie geht regelmässig in dieselbe Buchhandlung, und sie weiss, an welchem Kiosk sie die neuste Ausgabe des »New Yorker« kauft.

Heimat heisst aber auch Wiedererkennen. Zum Beispiel den Blinden, der immer zur selben Zeit an derselben Stelle in dieselbe U-Bahn steigt; den Afroamerikaner, der mal da, mal dort die U-Bahngäste mit Oldies beglückt, mit »Yesterday« im Stil von Ray Charles, mit »Morning has broken« – dass einem das Auge überläuft; die Somalierin (oder kommt sie aus Äthiopien?), von Kopf bis Fuss schwarz gekleidet und das Haar unter einem Schleier versteckt, die regelmässig zwischen der 116. und der 120. Strasse den Weg der Besucherin kreuzt.

Das ist die »Heimat« der Miss Liberty. Erkennen. Entschlüsseln. Wiedererkennen. Erobern. Und irgendwann ist die Besucherin keine Reisende mehr, keine Fremde, sondern (fast) eine habituée. Dies ist für viele Reisehungrige der Moment, die Reise fortzusetzen. – Miss Liberty bleibt, und sie beginnt darüber nachzudenken, wie sie reisen würde, wäre sie ein Mann.

Und wenn die Miss ein Mister wäre...

Anders. Frauen reisen anders als Männer – das behaupten jedenfalls etliche Reisespezialistinnen. Und sie suggerieren, dass Frauen die »besseren« Reisenden sind, weil »Frauen gern zuhören und sich anpassen.«¹⁸ Es sind »typisch weibliche« Qualitäten, die sie Reisefrauen zuschreiben, nämlich soziale Fähigkeiten: »Wo Frauen hingehen, folgen Beziehungen, angefangen bei der Begegnung mit der Natur über spezielle Kontakte bis hin zu Freundschaften.«¹⁹ Solche Verallgemeinerungen erweisen der Sache der Frau einen schlechten Dienst, denkt sich Miss Liberty.

Global Sisterhood, weltweite Schwesternschaft, ist ein weiteres Stereotyp, gegen das sich Miss Liberty wehren muss. Die Vorstellung, dass es für Frauen »konfektionierte Möglichkeiten für Interaktionen gibt, wo auch immer sie hingehen.«²⁰ Glücklicherweise ist die Frau, weil ihr qua Geschlecht die halbe Welt offensteht! Nur: Welche Interessen teilt die amerikanische Lehrerin mit der portugiesischen Bäuerin? Wo finden sich die schwedische Krankenschwester und die thailändische Schneiderin? Was hat die Schweizer Coiffeuse mit der peruanischen Intellektuellen gemein? Wie gut auch die Absichten alleinreisender Frauen sein mögen, die Rede von der weltweiten Verschwesternung verschleiert das Machtgefälle zwischen nördlichen und südlichen Frauen und zwischen Reichen und Armen, Gebildeten und Analphabetinnen – hier wie dort.

Eine andere Reiseführerin gibt zwischen den Zeilen gar zu verstehen, dass Frauen die »besseren Menschen« sind als die Männer, denn »Frauen entdecken sowohl die inneren als auch die äusseren Landschaften (...), wir (Frauen, ib.) nehmen nicht nur auf, sondern wir lassen uns verändern durch die Dinge, die wir sehen, und die Menschen, die wir treffen.«²¹ Vergebens sucht Frau eine Erklärung, warum reisende Frauen ihre Innenwelt eher auskundschaften als ihre männlichen Partner, warum sie offener sein sollten und anpassungsfähiger. Um vergleichen zu können, müsste Frau wissen, wie sich allein reisende Männer verhalten. Und wenn lonely female travellers tatsächlich »besser reisen« als ihre männlichen Kollegen, was bedeutete dies für das Reisen generell? Hiesse das, dass »weibliches Reisen« unterstützenswerter wäre als männliches? Und würde

sich langfristig die Welt zum Besseren wenden – mindestens die Reisewelt?

Miss Liberty, eine Emanze?

Miss Liberty mag nicht weiter spekulieren. Schliesslich reist sie nicht, um die Welt, sondern bestenfalls um sich zu verändern: Reisen bedeutet Bewegung, und wer sich bewegt, verändert sich. Sokrates sagte einmal über einen Freund, der unverändert von einer Reise zurückgekehrt war: »Er konnte sich nicht verändern, denn er hat sich selbst mitgenommen.« Und der Ethnologe und Publizist Hans-Jürgen Heinrichs hat vor allem dies eine Ziel vor Augen: Veränderung. »Ich reise, also bin ich. So. Geworden. Ich reise weiter, um nicht so zu bleiben.«²² Wer so spricht und handelt, nutzt die Chance, die privilegierte Herren (und Damen) dieser Welt heute haben.

Die Frauen hingegen mussten sich diese Möglichkeit erkämpfen. Im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. war die Expedition eine der wenigen akzeptierten Formen der Rebellion (wenn auch eher mit exzentrischen, denn politischen Konsequenzen). In den 60er Jahren unseres Jahrhunderts wurde die Reise im Zug der neuen Frauenbewegung zum Ausdruck eines veränderten Selbstverständnisses und der Suche nach anderen Lebensformen (westliche Identität und Werte wurden in Frage gestellt). Heute steht dem weiblichen Wunsch aufzubrechen nichts mehr im Weg – vorausgesetzt, frau verfügt über ökonomisches und kulturelles Kapital wie Konto, Bildung und Pass. Auf zu neuen Ufern!

Hätte Miss Liberty sich ihrer Fackel, Lade und Krone entledigt, den Aufbruch gewagt und wäre vom Sockel gestiegen, würde sie als emanzipiert taxiert. Doch Aufbruch heisst noch nicht automatisch Ausbruch – und schon gar nicht Freiheit. Nomen ist diesmal nicht Omen: Miss Liberty's Reisetätigkeit (und die anderer Frauen) wird normalerweise als besonders geachtet, weil sie an einem bürgerlichen Weiblichkeitsideal gemessen wird und nicht an den realen Lebensbedingungen von Frauen. Die Reisende wird als die potentiell Emanzipierte gedacht, weil sie kulturellen Zuschreibungen nicht entspricht, während die Nicht-Reisende die häusliche Frau ist, die dem Ideal ihrer zugewiesenen Geschlechterrolle nahekommt.²³ –

Miss Liberty, eine Emanze? Ihr Aufbruch wäre zwar (im wahrsten Sinne des Wortes) emanzipatorisch gewesen, aber nur für sie selbst: Eine Reise kann ein individueller Befreiungsakt sein, aber sie ist lediglich ein »blosses Ausnutzen des individuellen Vorteils durch einzelne privilegierte Damen.«²⁴ Sie bedeutet hingegen nicht »die Erweiterung von kollektiven Handlungsspielräumen für Frauen.«²⁵ Wäre Miss Liberty politischer gewesen, hätte sie sich anno 1886 den Suffragetten angeschlossen.

Die verschiedenen Identitäten der Miss Liberty

Nun, Miss Liberty rührt sich nicht vom Fleck. Noch immer steht sie auf ihrem Sockel, die Fackel hoch, der Blick starr. Wann wird sie sich der Last entledigen, wann wird sie den Aufbruch wagen? Und: Welche Identität wird sie haben? Immigrantin, Touristin, Berufsfrau? Wird sie ledig sein, hetero-, bi- oder homosexuell? Zur Mittelschicht gehören oder zu den Unterprivilegierten? Wie auch immer: Was hier als Variation über Miss Liberty gespielt wurde, hat die akademische Gender-Debatte schon lange klar gemacht, nämlich dass es »die Frau« und »den Mann« nicht gibt. Welche Frau hat nicht schon auf Reisen erlebt, dass sie weder zur einen noch zur anderen Kategorie gehört, dass sie ein »Neutrum« ist – was ihr den Zugang zur Männer- als auch zur Frauenwelt öffnet. Und welche reisende Frau wurde nicht schon als Mann definiert – entweder weil sie Hosen trug oder kurze Haare oder weil sie sich »männlich« benahm. Und welche Reisende wurde nicht schon schlicht auf die Vagina reduziert. Kurz: Das soziale Geschlecht (Gender) wird konstruiert und von vielen Faktoren bestimmt. Ethnische Zugehörigkeit, soziales Geschlecht, Sexualität und Klasse sind die Identitätskategorien²⁶, die aus Miss Liberty touristisches Freiwild oder eine gepanzerte Berufsfrau machen. Und wenn dabei die Diskurse zu Rassismus, Sexismus oder Nationalismus mitberücksichtigt werden²⁷, wird klar, dass es auf die Frage »Reisen Frauen anders?« keine uniforme Antwort geben kann. So wenig es »die weibliche (oder männliche) Identität« gibt, so wenig gibt es »weibliches (oder männliches) Reisen«.

Um diese Gedanken über Frauen und Reisen und spezifisch über Rollen und Identitäten abzurunden, sei noch eine letzte Variation über Miss Liberty gespielt: Stellen Sie sich vor, Sie selbst wären Miss Liberty. Dort stünden Sie auf Liberty Island, reglos. »What am I doing here«, würden Sie sich vermutlich mit den Worten Bruce Chatwins fragen.²⁸ - Ye wanna leave. Right?

Anmerkungen

- 1 Eine Aufzählung der verschiedenen Miss Liberties findet sich in Quirin, Anne; New York für Frauen; Baden-Baden u. Zürich 1996; S. 234ff.
- 2 Heinrichs, Hans-Jürgen; Die geheimen Wunder des Reisens; Graz-Wien 1993; S. 26
- 3 dito
- 4 TAZ Reisejournal 1/1994; S. 79
- 5 Woolf, Virginia; Ein Zimmer für sich allein; Frankfurt/M. 1986; S. 125
- 6 Zur Frage der Rebellion von Reisefrauen des 19. Jahrhunderts vgl. Mouchard, Christel; Es drängte sie, die Welt zu sehen. Unentwegte Reisende des 19. Jahrhunderts; Hannover 1990; S. 12 ff.
- 7 Vgl. Deeken, Annette und Bösel, Monika; »Vers l'orient: Reisejournale von Frauen des 19. Jahrhunderts. In: Jedamski, Doris u.a. (Hrsg.); »Und tät' das Reisen wählen!«. Frauenreisen - Reisefrauen. Dokumentation des interdisziplinären Symposiums zur Frauenforschung; Bremen 21.-24. Juni 1993; Zürich-Dortmund, 1994; S. 65
- 8 in: Jedamski u.a., 1993; S. 7
- 9 Zepatos, Thalia; A Journey of One's Own. Uncommon Advice for the Independent Women Traveler; Portland, Oregon, 1992; S. 179 ff.
- 10 Vgl. Murphy, Dervla; Introduction. In: Bond, Marybeth; Travellers' Tales: A Womens World; San Francisco 1995; S. xx
- 11 Cerny, Christine; Frauen allein auf Reisen. In: Globetrotter. Das Reisemagazin für Weltentdecker; Nr. 17, 1987
- 12 Dunford, Martin, Holland, Jack; New York. The Rough Guide; London 1992; S. 19
- 13 Vgl. Enloe, Cynthia; Bananas, Beaches and Bases. Making Feminist Sense of International Politics; Berkely-Los Angeles 1989. Enloe ist anderer Ansicht und behauptet, dass Entdeckung und Männlichkeit zusammengehören.
- 14 Leisner, Marcia; Literary Neighborhoods of New York; Washington und Philadelphia 1989
- 15 Quirin 1996; S. 344 ff.
- 16 Heinrichs 1993; S. 20
- 17 Barnes, Djuna; Der Saum von Manhattan; In: Landgrebe, Ch. (Hg.); Wilde Frauen reisen anders. Reise Geschichten. Berlin 1994; S. 168
- 18 Bond 1995; S. xiii
- 19 dito
- 20 Zepatos 1992; S. xvi
- 21 dito
- 22 Heinrichs 1993
- 23 Vgl. Siebert, Ulla; Frauenreiseforschung als Kulturkritik. In: Jedamski 1994; S. 158ff
- 24 In: Jedamski u.a. 1994; S. 8
- 25 dito
- 26 Siebert. In: Jedamski u.a. 1994; S. 166
- 27 dito
- 28 Chatwin, Bruce; What am I Doing here; New York 1990